

Peter Singer: **Hunger; Wohlstand und Moral**¹

Während ich dies schreibe, im November 1971, sterben in Ostbengalen Menschen, weil es ihnen an Nahrung, Obdach und medizinischer Versorgung fehlt. Das dortige Leiden und Sterben ist nicht notwendig, nicht unvermeidlich in einem fatalistischen Sinn dieses Wortes. Dauerhafte Armut, ein Wirbelsturm und ein Bürgerkrieg haben mindestens neun Millionen Menschen zu mittellosen Flüchtlingen gemacht; doch wären die reicheren Staaten durchaus in der Lage, genug Hilfe zu leisten, um deren Leiden auf ein Mindestmaß zu reduzieren. Entscheidungen und Handlungen von Menschen können diese Art von Leiden verhindern. Unglücklicherweise sind die notwendigen Entscheidungen jedoch nicht getroffen worden.

Großbritannien beispielsweise, das großzügiger war als die meisten anderen Länder, hat bis zum jetzigen Zeitpunkt 14,75 Millionen Pfund zur Verfügung gestellt. Zum Vergleich: Großbritanniens Anteil an Kosten für das anglofranzösische Concorde-Projekt, die nicht rückerstattet werden, übersteigt bereits die Summe von 275 Millionen Pfund und wird sich, gegenwärtigen Schätzungen zufolge, insgesamt auf 440 Millionen Pfund belaufen.

Dies bedeutet, dass für die britische Regierung der Überschalltransport mehr als dreißig Mal so wichtig ist wie das Leben von neun Millionen Flüchtlingen. [...]

Die bengalische Notsituation ist nur der letzte und besonders akute Fall einer Reihe von Notsituationen in verschiedenen Teilen der Welt, die sowohl durch die natürliche wie auch anthropogene Ursachen entstehen. [...]

Was sind die moralischen Implikationen einer Situation wie dieser? Im Folgenden werde ich die These vertreten, dass die Art und Weise, wie Menschen in verhältnismäßig wohlhabenden Staaten auf eine Situation wie diejenige in Bengalen reagieren, nicht gerechtfertigt werden kann, ja, dass unser Verständnis moralischer Fragen insgesamt – unser Konzept von Moral – verändert werden muss, und mit ihm die Lebensweise, die wir in unserer Gesellschaft für selbstverständlich halten.

Ich beginne mit der Annahme, dass Leiden und Tod aufgrund von Nahrungsmittelmangel, Obdachlosigkeit und medizinische Unterversorgung etwas Schlechtes sind. Ich denke, die meisten werden hierin übereinstimmen, auch wenn man auf unterschiedlichen Wegen zu dieser Ansicht gelangen kann, und ich werde diese Annahme nicht weiter begründen.

¹ Dieser Text ist eine Übersetzung des Aufsatzes „Famine, Affluence, and Morality“, der 1972 in *Philosophy and Public Affairs* 1 (3), S. 229-243, erschienen ist.

Mein nächster Punkt ist der folgende: Wenn es in unserer Macht steht, etwas Schlechtes zu verhindern, ohne dabei etwas von vergleichbarer moralischer Bedeutung zu opfern, so sollten wir dies, moralisch gesehen tun.

Dieses Prinzip erscheint beinahe ebenso unkontrovers wie das letzte. Es verlangt von uns nur, Schlechtes zu verhindern und nicht Gutes zu befördern, und es verlangt dies nur dann von uns, wenn wir es tun können, ohne dabei etwas zu opfern, was aus moralischer Sicht von vergleichbarer Bedeutung wäre. Wenn es um die Anwendung meines Arguments auf die Notsituation in Bengalen geht, könnte ich meine These sogar auf Folgendes beschränken: Wenn es in unserer Macht steht, etwas sehr Schlechtes zu verhindern, ohne dabei etwas von moralischer Bedeutung zu opfern, so sollten wir dies, moralisch gesehen, tun. Eine Anwendung dieses Prinzips sähe wie folgt aus: Wenn ich an einem seichten Teich vorbeikomme und ein Kind darin ertrinken sehe, so sollte ich hineinwaten und das Kind herausziehen. Das bringt zwar mit sich, dass meine Kleider schmutzig und nass werden, aber das ist bedeutungslos, wohingegen der Tod des Kindes vermutlich etwas sehr Schlechtes wäre.

Der Schein, das eben genannte Prinzip sei unkontrovers, trügt allerdings. Wenn wirklich danach gehandelt würde, selbst in seiner eingeschränkten Form, würde dies unser Leben, unsere Gesellschaft und unsere Welt grundlegend verändern. Denn erstens berücksichtigt das Prinzip den Aspekt der Nähe oder Distanz nicht. Es ist moralisch irrelevant, ob die Person, der ich helfen kann, ein zehn Meter von mir entferntes Nachbarskind ist oder ein Bengale, dessen Namen ich niemals erfahren werde, in 15.000 Kilometern Entfernung. Zweitens macht das Prinzip keinen Unterschied zwischen Fällen, in denen ich die einzige Person unter Millionen in derselbe Lage bin.